

Karriere, wundert die Fachleute kaum. „Im Sprint“, erklärt Bundestrainer Werner Späth, „brauchen die Athleten meist länger, um ihre Leistung zu stabilisieren.“ Nach Olympiagold in Seoul will Florence nur noch eins: Kinder. „Schon seit Monaten“, sagt Ehemann Al, „kauft sie Babysachen auf Vorrat.“

Als bei der Griffith war für Jackie Joyner Kersee der Sport ein Weg zum sozialen Aufstieg. In ihrer Heimatstadt East St. Louis im Staate Illinois darben 43 Prozent der Einwohner an oder unterhalb der Armutsgrenze, „wir lebten“, so erinnert sich Bruder Al, „inmitten von Verbrechen, Alkoholisismus und Drogen“.

Jackies Aufstieg aus dem Getto führte über die High-School zur University of California, wo sie als sehr gute Schülerin und begabte Basketballspielerin ein Stipendium erhalten hatte. Dort traf sie Bob Kersee, der an der Universität als Frauentrainer arbeitete. Er überredete das Bewegungstalent, sich auf die Leichtathletik zu konzentrieren.

Kersee, in Panama geboren, ehemaliger Seemann und Laienprediger in der Saint Luke's Baptist Church zu Long Beach, war nur ein mittelmäßiger Hürdenläufer und Basketballspieler. Doch schon als Kind habe er sich, so Kersee, „mehr fürs Coaching interessiert“. Das US-Magazin „Sports Illustrated“ sieht in ihm „das Paradebeispiel eines zweitklassigen Athleten, der aber Talente nach oben bringen kann“.

Um effektiver zu arbeiten, hat Kersee vor Jahren den „World Class Athletic Club“ gegründet, seinen privaten, von der Universität unabhängigen Verein. Unterstützt wird das Unternehmen vom britischen Chemiekonzern ICI, der die

Betriebskosten des Klubs finanziert, und von Adidas, das die Sportler sponsert. Als Gegenleistung stehen die Athleten für Werbezwecke zur Verfügung und tragen die Markenzeichen auf ihrem Dreß.

Der Workaholic schläft kaum mehr als fünf Stunden pro Nacht, schaut sich oft bis in den frühen Morgen die Videobänder mit Wettkämpfen oder Trainingsaufnahmen seiner Sportler an. Jackie, seine Frau: „Bob arbeitet wie ein Verrückter.“

Derartige von der Industrie gesponserte Trainingscamps sind in den USA nicht ungewöhnlich. In Deutschland scheinen solche Modelle undenkbar. „Zu viele Vereine, zu wenig Trainer“, klagt Wolfgang Thiele, Chef-Damentrainer beim deutschen Leichtathletik-Verband. Von den 15 hauptamtlichen Trainern des DLV arbeiten sieben direkt mit den Athleten zusammen, die anderen sind mit Organisation und Verwaltung beschäftigt. Zum Vergleich: Die DDR leistet sich mehr als 250 Trainer.

Jackie Joyner Kersee kämpft in Seoul auch gegen die Normen der amerikanischen Mediengesellschaft. Deren Leitfiguren, sauberes Image vorausgesetzt, sind männlich, zumeist weißer Hautfarbe und spielen Baseball, Football oder Basketball. Falls auch mal eine Frau an die Werbefront darf, dann ist sie Turnerin, Eiskunstläuferin oder spielt Tennis.

Die Athletin, die, so Ehemann Bob Kersee, „nicht vergessen hat, woher sie kommt“, möchte eines Tages ihr Konterfei auf den großen Packungen für Weizenflocken sehen. Das wäre, sagt sie, dann „ein Stück Hoffnung für die anderen im Getto“.

RUDERN

Nationale Welle

Nach Jahren der Flaute nimmt der Deutschland-Achter wieder Kurs auf eine olympische Goldmedaille.

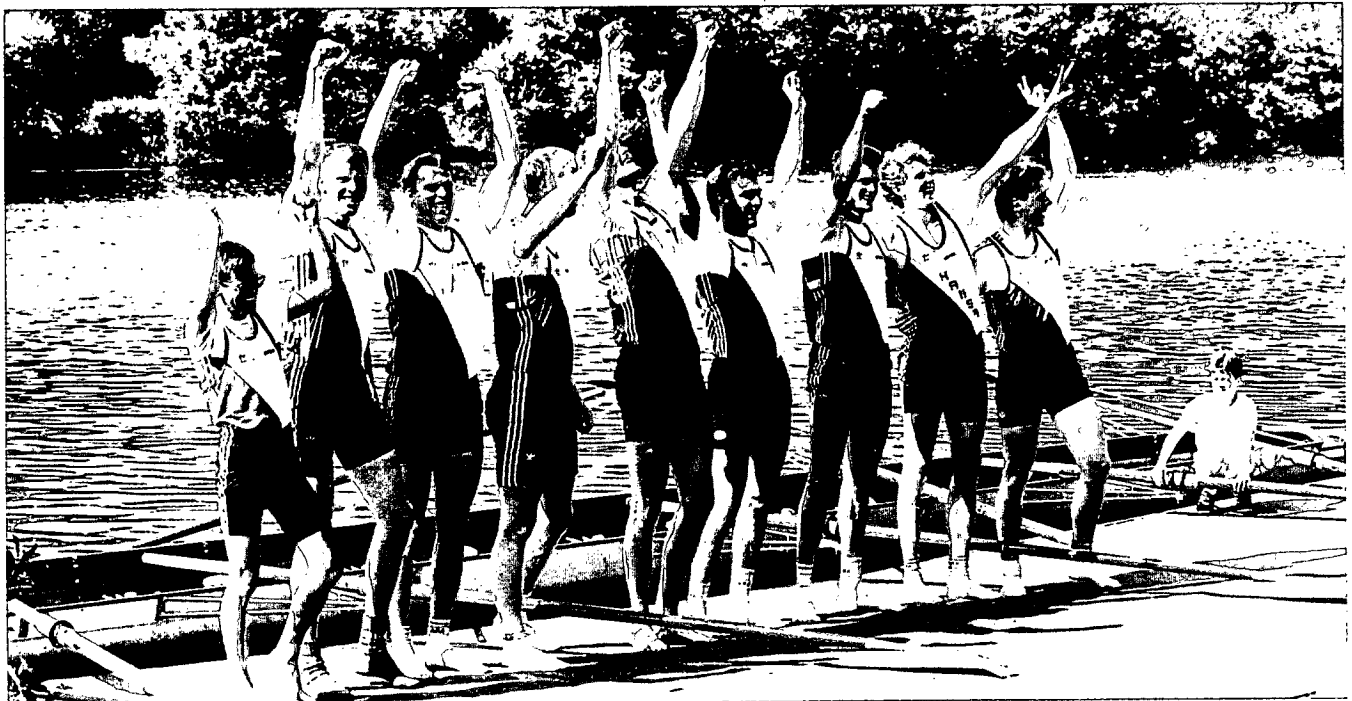
Fast ein Jahrzehnt lang war Deutschlands Ruder-Elite nur mühsam in den Achter zu locken. Er galt im Branchenjargon als „Schleuderplatzboot“, der Schlagmann wurde häufig ausgewechselt, bei internationalen Vergleichen dümpelte das einstige Flaggschiff des Deutschen Ruderverbandes (DRV) hinterher.

Letztmals langte es 1978 in Neuseeland bei einer Weltmeisterschaft zur Silbermedaille, hernach „durfte man froh sein“, so der DRV-Vorsitzende Henrik Lotz, wenn „keiner aus dem Achter ertrunken“ war.

In diesem Jahr hat sich die Situation grundlegend geändert. Neun Starts, neun Siege lautet die bisherige Saisonbilanz. Auf dem Luzerner Rotsee, den Ruderern als „Göttersee“ heilig, setzte sich erstmals seit 25 Jahren wieder eine bundesdeutsche Crew gegen stärkste Konkurrenz durch. Der Achter hat Oberwasser, dem ehemaligen Gold-Ruderer Karl-Heinrich („Moritz“) von Groddeck gilt er für die Olympischen Spiele in Seoul als „eindeutigster Favorit“.

Trainer Ralf Holtmeyer, 32, hat ein Team mit Gardemaß geformt, durchschnittlich 1,96 Meter groß und 91 Kilo schwer. Selbst DDR-Rudertrainer Hans-Joachim Fehling äußerte Anerkennung,

* Mit Steuermann Klein nach dem Gewinn der Rotsee-Regatta in Luzern am 10. Juli.



Deutschland-Achter*: „Wir motivieren uns optimal und denken uns ins Ziel“

„wie diese Mannschaft in den letzten Jahren aufgebaut worden ist“. Holtmeyer wundert ein bißchen, „daß wir so schnell in die Weltklasse schießen“ konnten.

Am Ergometer testete er die Physis von über einem Dutzend Kandidaten, die Besten ließ er in Zweierbooten auf einem Seitenarm des Dortmund-Ems-Kanals gegeneinander antreten, um ihre Wettkampfmoral zu prüfen. So filterte er die mental und körperlich Robustesten heraus, denn „wenn einer im Zweier nicht mitzieht, sehe ich das noch, im Achter kann man das oft nicht mehr erkennen“.

Wolfgang Maennig, promovierter Wirtschaftswissenschaftler an der TU Berlin, mit 28 Jahren der Zweitälteste an Bord, definiert die neue Schlagkraft so: „Wir motivieren uns optimal und denken uns ins Ziel.“ Vorbei seien die Zeiten der „Zahlengläubigkeit“, als die Werte am Ergometer allein über den Einsatz im Rennen entschieden.

Nach dem letzten Platz bei der Weltmeisterschaft 1987 in Kopenhagen waren sie noch „Ruderer, deren man sich schämen muß“ (Funktionärschelte). Dann wurde auf drei Positionen gewechselt, plötzlich sitzt die Nation wieder mit im Boot, und „Bild“ bejubelt den aufstehenden Deutschland-Achter: „Gold wert!“

„Die Bildung eines erfolgreichen Achters ist fast so kompliziert wie ein Raumfahrtprojekt“, hatte Karl Adam, der Trainer des legendären „Ratzekieler“ Achters, seinerzeit behauptet, „die Sache kann nur im Teamwork günstig verlaufen.“ 1960 und 1968 belegten seine Renngemeinschaften bei Olympischen Spielen erste Plätze.

Doch in der Praxis verließ sich der ehemalige Amateurboxer Adam weniger auf Harmonielehren, sondern duldete Rivalitäten zwischen der Kieler und der Ratzeburger Fraktion. Manchmal sorgte eine verschwundene Flasche Apfelsaft für absolute Funkstille zwischen Bug und Heck, im Rennen wurden die Animositäten in siegreichende Aggressivität umgemünzt.

Als Steuermann Manfred Klein 1972 dazustieß, war die alte Herrlichkeit bereits passé. In München gab es nur einen fünften Platz, bereits vor dem olympischen Endlauf war klar: „Das können wir nicht schaffen.“

Die 1968 gegründete Ratzeburger Ruderakademie hatte die neuen Trainingstrends verschlafen. „Während wir noch Intervalle kloppten“, erinnert sich Klein, „machte die DDR seit langem Ausdauerprogramme.“ Adams Athleten übten nur an Wochenenden gemeinsam, technische Mängel blieben oft unentdeckt. Solche „Fehler in der Organisation“ (Holtmeyer) bekam vor allem Klein zu spüren, der einzige noch Aktive aus der Adam-Ära. Er wurde als Sündenbock bei Erfolglosigkeit schon mal bespuckt, oder die frustrierten Ruder-Riesen quetschten ihm beim Handschlag nach dem Rennen die Finger.



Achter-Trainer Holtmeyer
Anerkennung von der Konkurrenz

Als Holtmeyer vor zwei Jahren im für 300 000 Mark ausgebauten Dortmunder Trainingszentrum die Regie übernahm, spürte Klein gleich Rückenwind. Der 1976 verstorbene Adam „war recht verschlossen“, der neue Erfolgstrainer jedoch trifft den richtigen Ton. „Es hat sich schon 1987 abgezeichnet“, so Klein, „daß wir das ganz dicke Ei legen können.“

Der bald 41jährige Klein, bei einer Körpergröße von 1,70 Metern wie früher 50 Kilo leicht, genießt im Dortmunder Achter Respekt als „besonderes Bindeglied“ zum Trainer, der definiert seine Crew „über den Aspekt der Leistung“. Zwar gebe es verschiedene Meinungen, die ausgetragen würden, auch gehe man sich, so Ruderer Eckhard Schultz, „wenn's im Training nicht läuft, fürchterlich auf den Geist“, doch die Chemie stimmt. Holtmeyer: „Je höher ein Ziel angesiedelt ist, desto mehr treten Konflikte zurück.“

Mitverantwortlich für das neue Wir-Gefühl ist der Lüneburger Schlagmann Bahne Rabe, 24, ein Physikstudent. In ihm sieht Klaus Walkenhorst, der Leiter des Bundesstützpunktes Dortmund, „endlich den Siegertyp, den wir gesucht haben“. Zusammen mit Armin („Reißwolf“) Eichholz

zählt er zu den stärksten Ruderern der Welt. Die Mannschaft, in der Mehrheit Akademiker, sieht das Verhältnis zu Rabe dialektisch: „Wir sind ohne ihn nichts, und er ist ohne uns nichts.“

Mit der Achter-Tradition geht das Team „eher spielerisch um“, angesichts von nur 450 Mark Sporthilfe monatlich, die viele Mitglieder der Crew erhalten, wird vor allem der Widerspruch zwischen Lohn und Erwartungshaltung moniert: „Man wird vereinnahmt, ohne eine Gegenleistung zu erhalten“, klagt Matthias Mellinghaus.

Weil es in Südkorea aus deutscher Sicht „so wenig aussichtsreiche Mannschaftssportarten“ gebe, sagt Eckhard Schultz, „rollt nun die nationale Welle“. Ein harmonisch rudender Achter, der in maschinenhafter Präzision über das Wasser gleitet und Gold holt, in dem auch noch überwiegend blonde Hünenschuften, ist für schwarz-rot-goldene Begeisterung wie geschaffen.

Ehemalige Aktive sehen neben der Figur des Trainers vor allem Selbstbewußtsein und intellektuelle Stärke der Mannschaft als wichtige Faktoren für den raschen Aufstieg des Holtmeyer-Bootes. Wolfgang Maennig beispielsweise, meint Adams ehemaliger Kämpfe „Moritz“ von Groddeck anerkennend, „hat's im Kopf“.

Trotz des Wissens um die Qualität von Mannschaft, Trainer und circa 35 000 Mark teurem Boot ist die Siegesserie, die in Seoul auf der Regattastrecke am Han-Fluß gekrönt werden soll, selbst nachdenklichen Typen wie Maennig letztlich rätselhaft: „30 Prozent des Erfolges“, sagt er, „bleiben irrational.“ ♦



Ruder-Coach Adam (1968)
„Kompliziert wie ein Raumfahrtprojekt“